





Margret Greiner

# Charlotte Salomon

»Es ist mein ganzes Leben«

KNAUS

Alle kursiv gesetzten Texte sind wörtliche Zitate.

Die Bilder aus Charlotte Salomons Werk *Leben? oder Theater?* sind vom Joods Historisch Museum in Amsterdam ins Internet gestellt worden: <http://www.charlotte-salomon.nl/collection/specials/charlotte-salomon/leben-oder-theater> und unter der jeweiligen Nummer aufzurufen.

Die von Charlotte Salomon hinzugefügten Musiktitel stehen jeweils unter den Bildern und können parallel angehört werden.

Alle Bilder mit freundlicher Genehmigung der Collection Jewish Historical Museum

© Charlotte Salomon Foundation

Charlotte Salomon®

[www.jck.nl](http://www.jck.nl)

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2017

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch Aenne Glienke/

Agentur für Autoren und Verlage, [www.AenneGlienkeAgentur.de](http://www.AenneGlienkeAgentur.de).

Redaktion: Cornelia Adomeit

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0721-8

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

Für Bernhard



Das war, wenn ich beim Tuschen saß. Die Farben, die ich dann mischte, färbten mich. Noch ehe ich sie an die Zeichnung legte, verummumten sie mich selber. Wenn sie feucht auf der Palette ineinanderschwammen, nahm ich sie so behutsam auf den Pinsel, als seien sie zerfließendes Gewölk.

*Walter Benjamin, Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*

*Leben? oder Theater?* Kein Werk kann mich besser daran erinnern, für was es sich im Leben zu kämpfen lohnt ... Sie [die Bilder] sind einfach mein Gegengift gegen Gleichgültigkeit.

*Jonathan Safran Foer*

## Prolog

Sie hätten ein Flugzeug nehmen können, von Amsterdam nach Paris fliegen, dann umsteigen nach Nizza. Es war nicht der enorme Preis, der sie abhielt, obgleich sie aufs Geld schauen mussten. Aber es stand für sie außer Frage, dass sie mit dem Zug fahren würden, wenn sie sich auf die Suche nach Spuren der letzten Jahre von Charlottes Leben begeben wollten.

Auch wenn die Fahrt von Amsterdam an die Côte d'Azur einer anderen Route folgte als von Berlin nach Villefranche und die Voraussetzungen zwei Jahre nach Kriegsende völlig andere waren als im Januar 1939, als sie Charlotte zu den Großeltern geschickt hatten, so waren sich Albert und Paula Salomon einig, dass die langsame und zögernde Annäherung mit der Eisenbahn die einzige Option war, sich diese Reise zuzumuten. Sie konnten Nebenstrecken wählen, Zwischenhalte einlegen und sogar den Entschluss fassen umzukehren, wenn sie sich nicht gewappnet fühlten, der Vergangenheit ausgesetzt zu werden – und der Trauer, die durch die lokale Nähe zum Leben und Tod ihrer Tochter noch tiefer dringen würde.

Immer wieder wogen sie das Für und Wider dieser Reise ab, und schließlich war es die resolute Paula, die eines Abends sagte:

»Albert, wir fahren. Das sind wir Charlotte schuldig, auch wenn es uns schwerfällt. Sonst finden wir nie Ruhe. Und vielleicht entdecken wir in Villefranche nicht nur Spuren des Leids, sondern auch solche von Charlottes Glück, das könnte uns trösten.«

»Und die Spuren ihres Unglücks, können wir die ertragen?«, hatte Albert gefragt und war in tiefes Schweigen verfallen.

Jetzt saßen sie im Zug, jeder in seine Gedanken und Empfindungen versponnen. Sie fuhren über Brüssel nach Frankreich, der Zug hielt lange in Reims, sie schauten aus dem Fenster, ob die Kathedrale zu entdecken war. Sie fuhren durch das Département Marne et Champagne, und Albert Salomon dachte daran, wie diese Erde getränkt war vom Blut Hunderttausender deutscher und französischer Soldaten, die in den Schlachten des Ersten Weltkriegs ihr Leben gelassen hatten. Als er damals als hochdekoriertes Offizier von Frankreich nach Berlin zurückgekehrt war, hatte er es für undenkbar gehalten, dass sich auf Europas Boden jemals wieder Menschen in einen Krieg hineinziehen lassen würden. Aber es hatte nur 25 Jahre gedauert, nur eine Generation, bis erneut deutsche Truppen in Frankreich einfielen. Jetzt überdeckten Sonnenblumenkulturen die Schlachtfelder.

Manche Bahnhöfe sahen zwei Jahre nach Kriegsende immer noch aus wie Ruinen, nur die Gleise waren repariert. Dörfer erweckten aus der Ferne den Eindruck ländlicher Idylle, aber der Blick in die Städte eröffnete melancholische Bilder nicht behobener Schäden: halb zerstörte Häuser, deren Ruinen wie grotesk verbogene Zinken einer Heugabel in den Himmel ragten, Schutthalden, wo einst Parks angelegt waren, aufgerissene Bürgersteige. Ramponierte Busse fuhren langsam durch die Straßen, als suchten sie Wege, aber kein Ziel. Abgemagerte Hunde wühlten im Abfall nach Fressbarem. Nur die Kinder schienen unberührt von den Nachwehen des Krieges: Sie hüpfen über aufgebrochenes Straßenpflaster und spielten Fangen, auf ihren Rücken trugen sie Tornister mit altmodischem Fellbesatz, mit denen vielleicht schon ihre Eltern zur Schule gegangen waren.

»In Berlin müssen die Schäden noch viel schlimmer sein«, sagte Paula.

Albert reagierte unvermutet heftig: »Berlin gibt es für mich nicht mehr. Ich werde nie wieder nach Deutschland zurückkehren, nie.«

Sie schwiegen. In der Champagne sahen sie erste Weinberge. Anders als an Rhein und Mosel wuchs der Wein hier nicht an Hügeln, sondern auf flachen Feldern, die Rebstöcke waren niedrig, die Trauben mussten mehr liegend als gebückt geerntet werden.

In Dijon verließen sie den Zug, um zu übernachten. Es war schwer, ein Hotel zu finden, aber schließlich hatten sie Erfolg, weil Albert fließend Französisch sprach. Der Patron gab sich äußerst reserviert und ließ die beiden Deutschen seine Abneigung spüren. Auch wenn sie zu alt waren, um aktiv am Krieg teilgenommen zu haben, waren sie wie alle Deutschen Nazis gewesen, daran gab es für ihn keinen Zweifel. Doch als Paula sich anschickte, den Wirt aufzuklären, hinderte Albert sie daran.

»Er hat ja recht. Denk daran, was die Deutschen angerichtet haben.«

»Aber ...«

»Halt dich um Gottes willen zurück. Wir wollen uns nicht als Opfer aufspielen. Und vielleicht hat er etwas gegen Juden. Lass uns zum Bahnhof gehen.«

Burgund, das mit seinen sanften, mit Wein bestandenen Hügeln und den im Sonnenlicht leuchtenden Dächerlandschaften an ihrem Zugfenster vorüberglitt, war so anmutig, dass es etwas Unwirkliches ausstrahlte, wie auf Glas gemalte Bilder, die von einer Laterna magica an die Wand projiziert wurden. Und als hinter Lyon die Vegetation immer mediterraner wurde, Olean der die Bahndämme säumte wie in Deutschland Ginsterbüsche und Bougainvilleen sich in einer Üppigkeit verschwendeten, als hätte es niemals auf dieser Erde Mangel und Kargheit gegeben,

da sagte Albert, als sie sich Marseille näherten, wo sie umsteigen mussten in den Zug nach Nizza: »Unter diesem Himmel und in diesem Licht hat Charlotte gelebt« – und ein Abglanz dieses Lichtes erschien auf seinem verschlossenen Gesicht und öffnete die strenge Falte zwischen seinen Brauen.

Sie wussten seit zwei Jahren, dass Charlotte tot war, ermordet in Auschwitz. Das Jewish Search Centre in London hatte ihnen eine Nachricht zugesandt.

»Wieso Charlotte Nagler?«, hatte Albert zunächst gefragt und für einen Augenblick gehofft, es könne ein Versehen sein, nicht seine Tochter sei den Nazis zum Opfer gefallen.

Aber die Hoffnung war der Wahn einiger Sekunden, der mit dem Zusatz »née Salomon« erlosch. Charlotte musste im Exil geheiratet haben.

Albert und Paula hatten den letzten brieflichen Kontakt zu ihr unmittelbar nach dem Tod der Großmutter im Jahr 1940 gehabt, von Charlottes letzten Jahren wussten sie nichts, auch nichts vom Tod Ludwig Grunwalds, des Großvaters. In ihren ersten Briefen aus Villefranche hatte Charlotte immer wieder Madame Ottilie Moore erwähnt: »meine einzige Freundin«, »die Frau, die mich versteht, die mich als Künstlerin ansieht«.

So hatte Albert in wohlgesetztem Französisch einen Brief an Mrs. Moore in der »Ermitage« in Villefranche-sur-Mer geschrieben und sie um ein Treffen gebeten. Mrs. Moore hatte nicht geantwortet, vielleicht lebte sie gar nicht mehr in Villefranche, vielleicht lebte sie überhaupt nicht mehr. In Charlottes Briefen tauchte auch mehrfach ein Dr. Moridis auf, der der Großmutter in ihrer Krankheit sehr geholfen habe. Die Municipalité von Villefranche, bei der Albert schriftlich die Adresse des Dr. Moridis erbeten hatte, schickte nur ein Formschreiben, dass persönliche Daten von Bürgern der Stadt nicht weitergegeben werden dürften.

So fuhren sie ins Dunkle, ins Ungefähre, hofften, etwas von Charlottes Leben in Villefranche zu erfahren, mussten aber darauf gefasst sein, nach kurzer Zeit wieder den langen Heimweg anzutreten, ohne jegliche Erkenntnis.

Sie sprachen nicht von ihren Befürchtungen. In Nizza logierten sie in einem Hotel nahe dem Bahnhof, nahmen ein ruhiges Zimmer mit Blick in den Innenhof. Charlotte und ihr Mann hatten vier Tage in diesem Hotel gewohnt, kaserniert durch SS-Hauptsturmführer Alois Brunner, der die Gefangenen in diesem Hof hatte foltern und demütigen lassen, während aus den angrenzenden Häusern Franzosen aus den Fenstern zugehaut und sich am makabren Schauspiel ergötzt hatten. Aber das wussten Albert und Paula nicht.

Ein Bummelzug brachte sie am nächsten Tag nach Villefranche-sur-Mer. Der Bahnhof war winzig und wirkte schäbig. Von den Bodenkacheln im Bahnhofsgebäude, helle Fliesen mit Blumendekor, waren viele gesprungen und so angeschmutzt, dass sie allen Charme verloren hatten. Es gab keine Taxis. So mussten sie sich zu Fuß auf den Weg in den Ort machen: zwei sehr formell gekleidete Menschen, die sich sehr fremd fühlten. Albert schleppte zwei schwere Ledertaschen – als Kavalier alter Schule hätte er Paula niemals erlaubt, sich mit dem Gepäck abzumühen. Paula trug einen Hut.

Es war nicht schwer, den Weg zur Ermitage zu erfragen, aber als sie dort ankamen, war das schmiedeeiserne Tor verschlossen. Dahinter war ein großes Gebäude zu errahnen. Durch zerzauste Lorbeerhecken an den Seiten des Tores blickten sie in einen üppig verwilderten Park. Paula und Albert versuchten, um das Areal herumzugehen, die Hecken verloren sich, die Wege endeten vor Steinwällen oder undurchdringlicher Macchie.

Es war ein heißer Tag, Albert setzte die Hitze zu. Unaufhörlich wischte er sich mit dem Taschentuch über den kahlen Schädel,

als wollte er mit dem Schweiß auch die sich ausbreitende Enttäuschung wegwischen. Im Rathaus war man zuvorkommend gewesen, Otilie Moore sei aus Amerika zurückgekommen, sie lebe jetzt in der Altstadt, jeder in Villefranche könne ihnen die Straße zeigen, jeder kenne Madame.

»Ist dir aufgefallen, wie der Beamte ›Madame‹ gesagt hat?«, fragte Paula. »Also, ich habe da jede Menge ironischer Apostrophe mitgehört.«

»Ich nicht«, wiegelte Albert ab. Es bereitete ihm Unbehagen, ohne Voranmeldung einfach an einer Wohnungstür zu klingeln. Hätten sie doch wenigstens eine Telefonnummer herausfinden können. Als niemand öffnete und niemand in der engen Straße zu finden war, den man um Auskunft hätte bitten können, war er fast erleichtert. Ein feines Viertel war das nicht, in das es Otilie Moore verschlagen hatte. Vor jedem Haus lag Müll, der in der Sonne faulte und stank. Paula schlug vor, in ein Café zu gehen und später einen neuen Versuch zu wagen.

Da sahen sie am Ende der Straße eine Frau in ihre Richtung wanken. Wie von der Sonne um ihren aufrechten Gang gebracht, schlingerte sie hin und her, stützte sich an einer Hauswand ab, drehte zur gegenüberliegenden Seite, blieb dort eine Weile stehen und hielt sich an einer Tür fest, um dann wieder ungewisse Fahrt aufzunehmen. Beim Näherkommen verstärkte sich der Eindruck einer seltsamen Erscheinung; die Frau war groß und korpulent, sie trug, der Hitze zum Trotz, einen warmen Mantel und einen eher für den Winter geeigneten Kapott-hut. Entweder ist sie krank, Morbus Menière zum Beispiel mit starkem Schwindel, diagnostizierte der Arzt in Albert, oder sie ist betrunken. Bald wurde ihm klar, das Torkeln kam nicht aus dem Innenohr, es kam aus der Flasche.

Sie hatten sich Charlottes beste Freundin anders vorgestellt, sehr anders. Aber es musste eine enge Bindung zu Charlotte

gegeben haben, wie sie erkannten, als sie im Wohnzimmer Otilie Moores saßen. Die Wände hingen voll mit Bildern, die so unzweifelhaft ihre Tochter gemalt hatte, dass Albert und Paula den Atem anhielten. Wie gern hätten sie die Bilder in Ruhe betrachtet, die Selbstporträts – mindestens zehnmals schaute die gemalte Charlotte sie an, fast immer mit einem fragenden Blick –, die Landschaftsaquarelle, Bilder der Promenade des Anglais in Nizza, Porträts von Kindern.

Aber Otilie redete und redete. Am Anfang hatte sie stur auf Französisch geantwortet, wenn Paula sie auf Deutsch etwas fragte. Dann wechselte sie ins Deutsche, betonte dabei ihren amerikanischen Akzent. Paula nahm die Konversation in die Hand, fragte nach Charlottes Leben in der Ermitage.

»Sie hat immer nur gemalt«, sagte Otilie Moore, »sie wollte nichts anderes. Ich habe ihr alle diese Bilder abgekauft. Davon hat sie gut leben können und sich alles leisten, was sie brauchte.«

»Und was hat sie sich geleistet?«, fragte Paula schnell.

Otilie lachte überspannt, ein kleines Rinnsal Speichel lief ihr aus dem Mund, sie schien es nicht zu bemerken.

»Rien, absolument rien, gar nichts, nur Zeichenblöcke und Farben. Sie war eine Lilie auf dem Feld, bedürfnislos, schweigsam. Wie heißt noch einmal das deutsche Wort, wenn man von allem genug hat, weil man nichts braucht?«

»Genügsam«, half Albert aus.

»Genau«, fuhr Otilie in ihrem Redeschwall fort, »sie machte sich nichts aus Essen, aus Trinken schon gar nicht und interessierte sich nicht für schöne Kleider. Für nichts, was junge Mädchen lieben. Sie liebte nur ihre Malerei – und das Meer.« Otilie wies auf ein Fenster, als läge dahinter das Meer. Aber durch die verschlierten Scheiben fiel nur trübes Nachmittagslicht. »Charlotte war eine begabte Künstlerin, eines Tages bringe ich sie in den USA groß raus: Alle diese Bilder werden Höchstpreise erzielen.«

Albert saß in dem Sessel, den Otilie Moore ihm angeboten hatte, wie ein Erschlagener. Unfähig, sich zu rühren, sich gegen die Anmaßung dieser Frau aufzulehnen, die sich als Charlottes Freundin bezeichnete, aber nur ihre Vermarktung im Sinn hatte, starrte er auf den Boden und schwieg.

Da ergriff Paula erneut das Wort: »Sie können sich vorstellen, was uns diese Bilder bedeuten. Vielleicht könnten wir sie aufteilen und Sie uns die Hälfte geben? Sie werden vermutlich auch nicht alle gekauft, sondern einige von Charlotte geschenkt bekommen haben. Oder sie hat sie Ihnen vorerst in Verwahrung gegeben, weil sie uns nicht erreichen konnte.«

»Das schminken Sie sich mal ab«, fuhr Otilie sie an. Ihre Stimme war schneidend. »Die Bilder sind mein Eigentum, kein einziges davon gebe ich her. Ich kann mit ihnen machen, was ich will.« Wie von einer plötzlichen Wut gepackt, nahm sie einige Bilder von den Wänden, löste sie aus den Rahmen und zerriss sie vor den Augen ihrer Besucher. »Das ist Didi, meine Tochter«, sagte sie und zeigte auf die Fetzen, »ich habe die Bilder nie besonders gemocht, sie sind ihr gar nicht ähnlich.«

Albert wand sich. Dieser Auftritt war so unglaublich taktlos und peinlich, dass er es nicht ertragen konnte. Er wünschte sich weit weg, weg von dieser Verrückten, die glaubte, über Charlottes Nachlass und Nachleben verfügen zu können. Lieber verzichtete er auf die Bilder, die er sich so sehr als Andenken an seine Tochter wünschte, als noch eine Minute länger die Luft mit dieser Frau zu teilen.

Aber Paula gab nicht auf. »Wir kennen den Direktor des Städtischen Museums in Amsterdam, ich glaube, er wäre bereit, Ihnen einen stattlichen Betrag für Charlottes Bilder zu zahlen.«

»Ich denke nicht an Amsterdam, ich denke an New York«, erwiderte Otilie Moore. Offenkundig genoss sie die Macht, das Ehepaar Salomon zu Bittstellern zu degradieren. »Ein einziges

Bild würde ich Ihnen verkaufen, aber welches, bestimme ich.« Sie zog sich an der Stuhllehne hoch und ließ die Augen über die Wände wandern. »Wie wäre es mit diesem Selbstporträt? Sie hat es 1940 gemalt, nach ihrer Rückkehr aus Gurs.« (4639, Abb. 1\*)

Es zeigte Charlotte im Viertelprofil, das Gesicht ganz in Gelb, die Augen geheimnisvoll dem Betrachter zugewandt.

Albert nickte Paula zu: Nimm es, nimm es, egal, was sie dafür verlangt.

Otilie Moore verlangte viel. So viel, dass sie wohl selbst der Anflug eines schlechten Gewissens streifte.

»Im Keller stehen noch drei Kartons, die mir Charlotte durch Dr. Moridis hat schicken lassen, bevor sie ... na, Sie wissen schon. In ein Paket habe ich reingeschaut. Mit den Bildern kann ich nichts anfangen, sie sind unverkäuflich. Die können Sie in Gottes Namen haben.«

Albert und Paula Salomon nahmen die verschlossenen Kartons mit der Aufschrift »Propriété de Mme Moore« in Empfang und verließen fluchtartig die Wohnung. Da wussten sie noch nicht, dass sie über 1300 Gouachen Charlottes in Händen hielten, darunter die 769 Blätter, die ihre Tochter zum *Leben? oder Theater?* gebündelt hatte, dem einzigartigen Projekt, ihr ganzes Leben in Bilder zu fassen.

\* Die mit Sternchen versehenen Abbildungen sind im Bildteil abgedruckt. Die Bildnummern verweisen auf <http://www.charlotte-salomon.nl/collection/specials/charlotte-salomon/leben-oder-theater>.

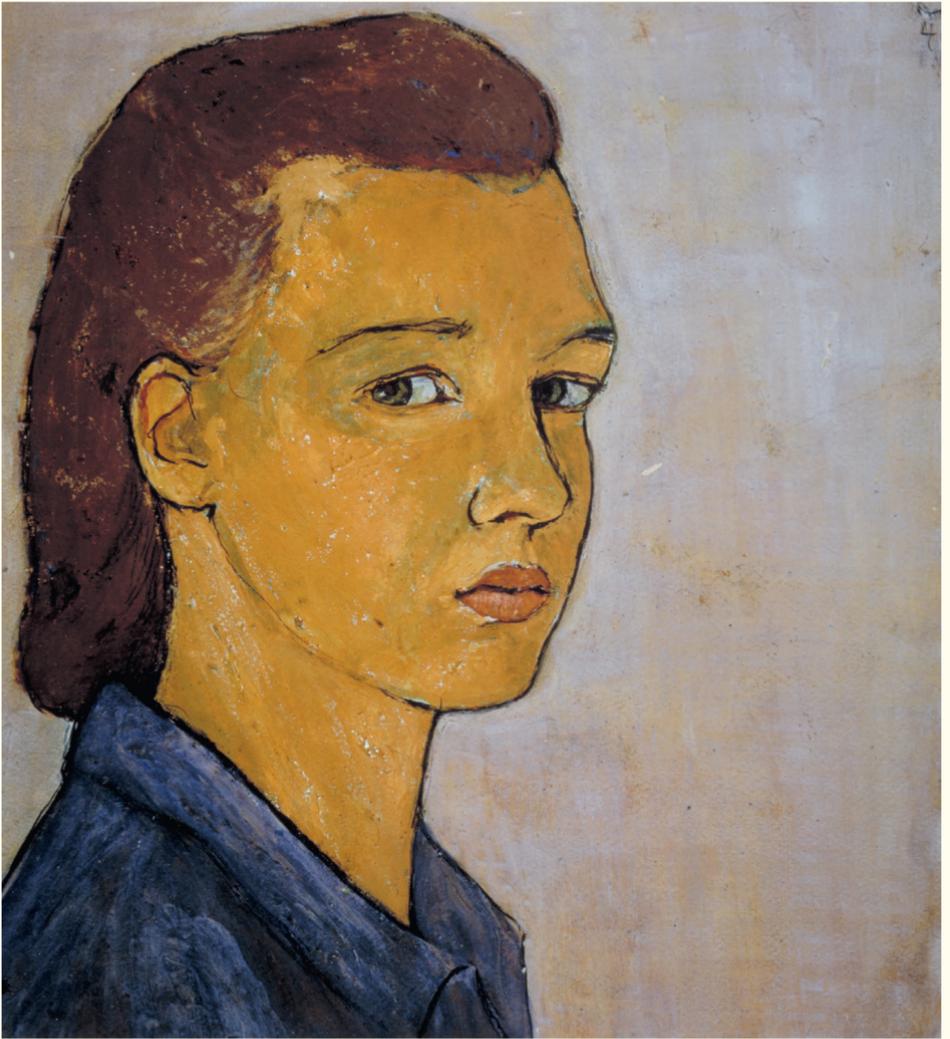


Abb. 1: Selbstporträt Charlotte, Gouache, 1940

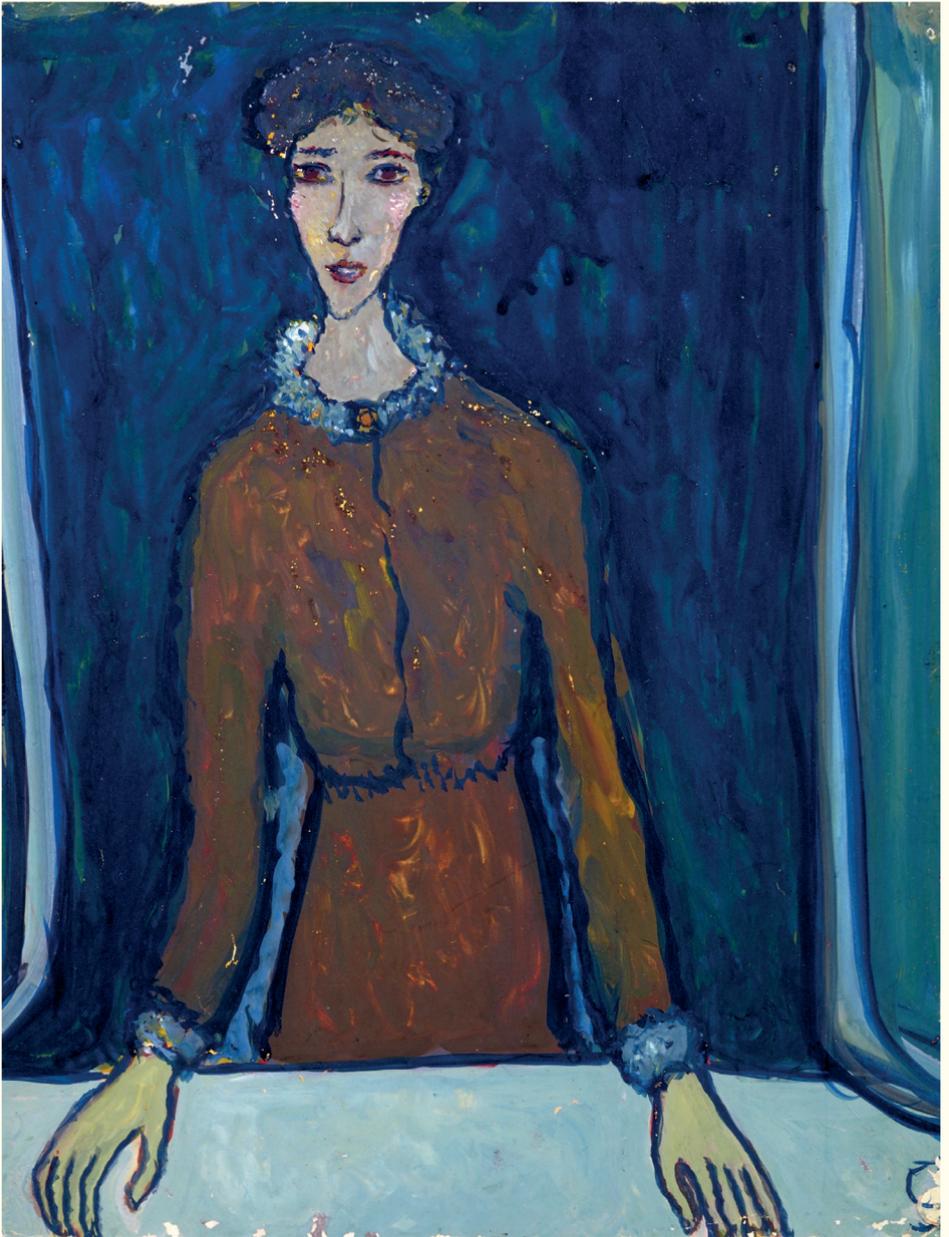


Abb. 2: Franziska Grunwald steht am Fenster, aus dem sie sich stürzen wird.  
(4299)



Abb. 3: Charlotte träumt den Tod der Mutter. (4175)



Abb. 4: Glück der Kindheit: Ferien in Bayern (4173)



Abb.5: Das neue Kindermädchen vermittelt Charlotte Freude am Zeichnen.  
(4196)



Abb. 6: Venedig (4199)

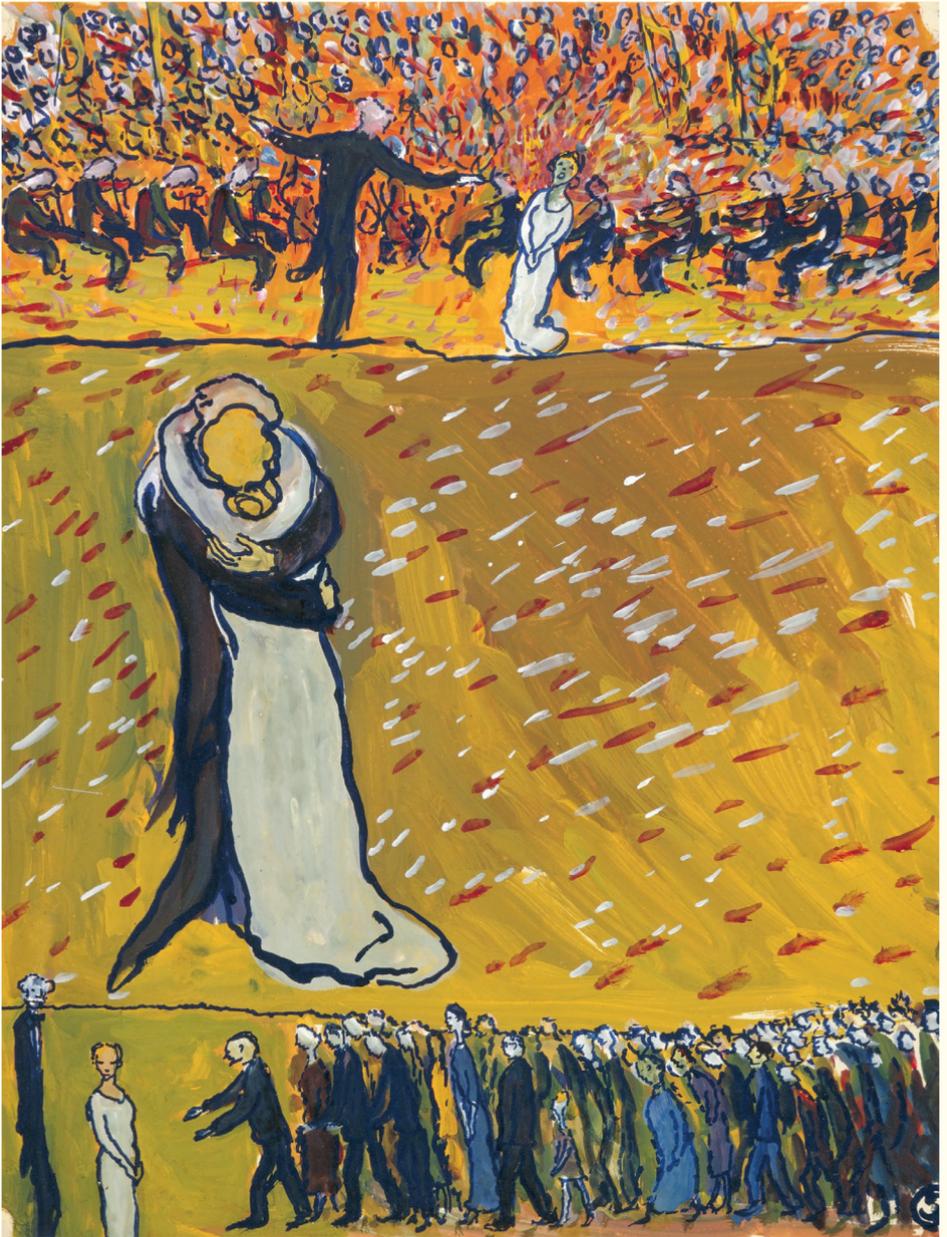


Abb.7: Paulinkas Erfolg als Sängerin (4217)



Abb. 8: Das Geburtstagsgeschenk für Paulinka (4240)



Abb. 9: Der Tag, an dem Hitler Kanzler wurde. (4304)



Abb. 10: Charlotte will die Schule verlassen. (4318)



Abb. 11: Das große Vorbild ist van Gogh. (4351)



Abb. 12: Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule (4353)



Abb. 13: Amadeus Daberlohn, Gesangspädagoge (4386)



Abb. 14: Daberlohn bewertet Charlottes Malerei als »über dem Durchschnitt«.  
(4600)



Abb. 15: »Der Tod und das Mädchen«